

Erlebnisse und Erfahrungen eines Lazarettpfarrers und Pfarrers in Breslau 1945/1946

Volkssturmsoldat in der Festung Breslau

Mit 59½ Jahren noch Volkssturmsoldat zu werden, war nicht leicht, aber es verlief ruhiger, als ich erwartet hatte. Die Kompanie bestand aus älteren Leuten, z. T. körperlich stark behinderten, meist ungedienten, wie ich es auch war. Wir wurden hauptsächlich für Brückenwachen u. a. eingesetzt und hatten als Kompaniechef den in Schlesien bekannten und allgemein geschätzten Inhaber der Schlesischen Zeitung und des Bergstadt-Verlags, Herrn Dr. von Bergmann-Korn, mit dem ich Abend für Abend im Kompaniegefechtsstand im Keller am Neumarkt beim Lesen herrlicher Bücher, die er aus seiner großen Bibliothek heranschleppte, oder im Gedankenaustausch zusammensaß.

Lazarettpfarrer

Am 29. 3. abends wurde unser Zusammensein durch den Fernsprecher gestört, ich wurde von der Festungskommandantur mit sofortiger Wirkung zum Lazarettpfarrer ernannt, und am nächsten Morgen übertrug mir der Wehrkreispfarrer Prof. D. Preisker die seelsorgerliche Betreuung von 7 Lazarettstützpunkten. Sie lagen meist an der Gartenstraße und im Südtail der Schweidnitzer Straße, nur zwei lagen im Zentrum der Stadt, im Keller des Geschäftshauses C. & A. Brenninkmeier und des Kollegienhauses der Universität. Von da an hieß es, von früh bis in den späten Abend unterwegs zu sein, oft lagen die Straßen unter Beschuß, und es war sehr schwer, auch nur mindestens einmal wöchentlich jedes Lazarett zu besuchen und mit den Verwundeten zu sprechen. Die schwerste Station war der Bunker unter dem Hauptbahnhof, wo nur Schwerverwundete, meist chirurgische Fälle, lagen. Dort lag auch ein Junge von noch nicht 16 Jahren, rührend in seiner Aufgeschlossenheit und Dankbarkeit. Immer wieder eine Bitte: „Herr Pfarrer, beten Sie mit mir!“ Wie konnte dieses von Leid betroffene Kind beten!

Nach der Kapitulation der Festung

Als am 6. Mai Breslau kapitulierte, blieb ich bei meinen Verwundeten. Sehr schnell entließen die Russen alle Transportfähigen nach Westen, die einigermaßen Geheilten kamen als Kriegsgefangene nach dem Osten, die schweren Fälle wurden im Kloster der Barmherzigen Brüder zusammengelegt, vor dessen Tor der russische Posten stand.

Aufgaben in der Zivilbevölkerung

Ich hatte einst ein schönes Haus in Breslau, Monhauptstraße 18, das im Februar von Brandbomben, im März von Sprengbomben mehr oder weniger zerstört worden war. Vor diesem Haus sprachen mich eines Nachmittags mit Trümmerbeseitigung beschäftigte Frauen an und baten, ihnen doch einmal einen Gottesdienst zu halten; sonntäglicher Kirchenbesuch käme für sie nicht in Betracht, da die Polen alle Frauen auf dem Wege zur Kirche schnappten und zur Zwangsarbeit in die Kasernen von Rosenthal verschleppten. Da mir diese Dinge als Tatsachen bekannt waren, erklärte ich mich bereit und hielt eine Stunde später in dem großen Garten meines Hauses den ersten Gottesdienst für diese Frauen, die von da an regelmäßig einmal in der Woche zum Hören des Gotteswortes dort zusammenkamen, eine Gemeinde, die durch den Hunger nach dem Wort des Herrn berufen war. Nur wenig später entstand eine zweite Gemeinde, die sich wöchentlich einmal in der Sakristei des Johanneum auf der Sternstraße sammelte. Der Mangel an seelsorgerlichen Kräften in Breslau trat immer deutlicher hervor, und die Not der deutschen Bevölkerung wuchs, da in ganz großem Ausmaß Polen nach Breslau einströmten. Ich wurde von der Schlesischen Kirchenleitung neben meiner Tätigkeit als Lazarettpfarrer mit der seelsorgerlichen Betreuung von Leerbeutel und Wilhelmsruh beauftragt. Dankbar und mit Freude erinnere ich mich an die Gottesdienste, die ich Sonntag vormittags in einem Saal einer zerbombten Villa Wilhelmruhs halten durfte.

Pfarrer der Luthergemeinde

Nach dem Weggang von P. Bartels wurde mir die Luthergemeinde anvertraut, eine Aufgabe, die bei der großen Ausdehnung gerade dieser Gemeinde auch nur einigermaßen zu erfüllen unmöglich war. Nur durch die aufopfernde Mitarbeit der Gemeindegemeinderätin und der Diakonissen, die mir als Gemeindegemeindefrauen zur Seite standen, wurde ein Überblick möglich, wo der Pfarrer gebraucht wurde, sei es ein seelsorgerlicher Besuch oder die Austeilung des Abendmahlssakramentes. Die Gottesdienste der Luthergemeinde, stets überfüllt, fanden im Hörsaal der Universitätsfrauenklinik statt und waren für mich eine Quelle der Freude; denn das Wort des Herrn wurde gehört und kam nicht leer zurück. Auch konnte der Pfarrer im Rahmen der Predigt einmal ein Wort zu besonderer Not sagen. Als ich z. B. merkte, wie die armen und gehetzten Menschen unter der polnischen Verfügung litten, daß die Deutschen weiße Armbinden zu tragen hätten, fragte ich am Schluß der Predigt, ob wir nicht Gott dafür danken wollten, daß wir uns nun als deutsche Brüder und Schwestern sofort erkennen könnten. Ich weiß, wie wohltuend dieses Wort gewirkt hat.

Die schwerste Aufgabe

Noch heute tut die Erinnerung an die Form der Beerdigungen in jener Zeit weh. Es wurde von Tag zu Tag schlimmer damit. In der Festungszeit waren

es 20–35 Tote, die ein Pfarrer an dem dafür bestimmten Nachmittag zur letzten Ruhe geleiten sollte; nur eine kurze Predigt für alle Gräber, aber dann doch ein Einsegnen des einzelnen Grabes, zum Schluß das Herrengebet. Aber bald wurden die Toten in Papier gehüllt auf den Friedhof gebracht, schließlich fehlte auch diese letzte Hülle. Immer einsamer wurde es um diese Gräber, nur selten wußte man etwas von denen, denen man diesen kirchlichen Dienst leisten sollte, oft stand man mit den Totengräbern oder dem Gräberoffizier, dessen Pflichttreue mir unvergessen ist, allein dort. Und doch durfte man Gebet und Segen auch über diesen Gräbern sprechen.

Seelsorgerliche Arbeit

Gottesdienste und seelsorgerliche Besuche in den Krankenhäusern und Seuchenzazaretten waren eine weitere Aufgabe, die nicht leicht war und doch gern geleistet wurde. Groß war auch die seelsorgerliche Arbeit innerhalb der Gemeinde, viel Not wurde an den Pfarrer herangetragen, oft konnte im gemeinsamen Gebet nur die Hilfe des Allmächtigen angerufen werden. In wieviel Not, Elend und Bedrängnis mußte man in dieser Zeit hineinschauen, aber wieviel Mut und christlichen Lebenswillen durfte man miterleben. Als ich am 8. 1. 1946 in der Wohnung von polnischer Miliz völlig ausgeplündert wurde und nichts mehr besaß, außer dem, was ich auf dem Leibe hatte, ist mir von vielen Seiten geholfen worden.

Una Sancta

Von der „Einen Heiligen Kirche“ haben wir dort und damals etwas spüren dürfen – über alle Dogmen oder Bekenntnisse hinweg. Der katholische Christ half dem Protestanten und umgekehrt. Als ich im Bräuerkloster plötzlich einem Verwundeten das Abendmahl reichen sollte, wurde alles, Brot, Wein und Abendmahlsgesäß mir zur Verfügung gestellt, eine Zeitlang spielte zu den evangelischen Gottesdiensten ein Ordensbruder die Orgel, und die Klosterkirche stand mir zu den evangelischen Gottesdiensten für die Verwundeten zur Verfügung. Auch weiß ich, daß ein katholischer Geistlicher der evangelischen Gemeinde seines Kirchortes einen evangelischen Gottesdienst gehalten hat, als der evangelische Pfarrer im Gefängnis lag.

Die fremden Herren

In das kirchliche Leben haben die Russen nur anfangs und gelegentlich eingegriffen. Neugierig kamen sie wohl, Offiziere und Mannschaften, in die Gotteshäuser, auch wenn Gottesdienst war, doch ohne jeden Versuch einer Störung. Anders das Verhalten der Polen, die oft in Gottesdienste eindrangen, um mit vorgehaltener Maschinenpistole Gottesdienstbesucher zur Arbeit heraus-

zuholen. Viele evangelische Kirchen wurden uns genommen. Ein einziger Pole hat mir einen starken Eindruck hinterlassen: der als Chefarzt für das Lazarett im Brückerkloster eingesetzte Arzt, der die deutschen Verwundeten vorbildlich betreut hat.

Das Ende meiner Tätigkeit

Wegen Krankheit meiner Frau hatte ich Mitte Juni 1946 sechs Wochen Urlaub nach dem Westen erhalten. Ich traf sie nicht mehr unter den Lebenden. Bei einem Versuch, nach Breslau zurückzukehren, wurde ich in Kohlfurt von den Polen verhaftet und sechs Wochen in Bunzlau hinter Stacheldraht festgehalten. Aber auch das hatte seinen Sinn, denn schon am ersten Tage durfte ich dort vor einer zahlreichen Gemeinde von Leidensgenossen einen Gottesdienst halten, dem viele andere folgten. Auch auf Dörfer in der Umgebung Bunzlaus wurde ich vom Superintendenten geschickt, der hierfür mir die Erlaubnis zum Verlassen des Lagers erwirkte; als besonders eindrucksvoll ist mir ein Gottesdienst auf dem Friedhof der Brüdergemeinde in Gnadenberg in Erinnerung geblieben. Ebenso unvergeßlich sind mir die Andachten, die ich in der Diakonissenstation Bunzlaus halten durfte.

Schluß

Viel Schweres, sehr viel Leid, fremdes und eigenes, ist in diesen 1½ Jahren umschlossen, aber in diesem Leid lag ein tieferes Wurzelschlagen unseres Lebens enthalten. Ich weiß, wie in diesen Monaten Ps. 31, 15–16 mir das tragende Gotteswort wurde: „Ich aber, Herr, hoffe auf dich und spreche: Du bist mein Gott, meine Zeit steht in deinen Händen.“

Martin Grunow